

CORNELL WOOLRICH

---

**DIE LEICHE DER  
JANE BROWN**

---

Aus dem Amerikanischen von Susanne Picard

**FESTA**

Die amerikanische Originalausgabe *Jane Brown's Body*  
erschien erstmals 1938 in der März-April-Ausgabe  
des Magazins *All-American Fiction*.  
Copyright © 1938, 1951 by Cornell Woolrich

1. Auflage November 2021  
Copyright © dieser Ausgabe 2021 by Festa Verlag, Leipzig  
Alle Rechte vorbehalten  
Titelbild: Rodolfo Valcarenghi

Auch als eBook erhältlich:  
ISBN 978-3-86552-965-7

## KAPITEL 1

Drei Uhr morgens. Ein leerer Highway zieht sich durch die Landschaft. Die Ölflecken auf dem Asphalt lassen die Straße unter einem böseartig schimmernden Mond wie ein blaues Satinband glänzen. Die Nacht ist still, abgesehen von einem Brummen hinter einer Bodenwelle.

Zwei andere Monde, greller, weißer und dicht beisammen, erscheinen plötzlich auf dieser Bodenwelle und schießen einen Strahl blendendes Platin weit vor sich her. Es sind Scheinwerfer. Das Brummen verstärkt sich, wird zu einem Dröhnen. Das hochtourige Fahrzeug rast so schnell dahin, dass es ein wenig die Bodenhaftung verloren hat. Aber die Straße ist gerade, der Weg noch lang. Und die Nacht kurz.

Der Mann, der sich über das Lenkrad beugt, ist angespannt, seine Augen sind ohne zu blinzeln fest auf den Saum des schwarzen Vorhangs gerichtet, den seine Scheinwerfer ihm nach und nach enthüllen. Seine Augen glühen wie zwei Kohlenstücke. Sein Gesicht ist gebräunt, sein Haar weiß. Die Gestalt ist hager, aber den knochigen Händen, die das Lenkrad fest im Griff haben, ist,

ebenso wie seinen fest zusammengepressten Kiefern, seine Kraft anzusehen. Die Haut über den Gelenken ist weiß vor Anspannung.

Die Nadel auf dem Tacho zuckt kurz über die 150-Stundenkilometer-Marke.

Im Rückspiegel ist eine sehr müde Frau zu sehen, die auf dem Rücksitz eingeschlafen ist. Sie hat die Beine unter sich gezogen, sie stecken bis zur Hüfte unter einer Reisedecke. Ihre schwarz behandschuhte Hand hängt in einer der Halteschlingen über der Fahrzeugsür. Sie hängt da, obwohl sie schläft, allein wegen ihres eigenen Gewichts. Sie schwankt, ist ganz schlaff. Ein Fehlen der Reflexe, sich festzuhalten, macht beinahe glauben, da sei kein Leben mehr vorhanden.

Sie trägt ein winziges Pillbox-Hütchen, unter dem ein feinmaschiger Schleier hervorlugt und ihr Gesicht umflattert. Der Fahrtwind schiebt ihn wie einen dünnen Film immer wieder zur Seite, auf der Nase bildet er aufgrund des Kontakts einen seltsamen kleinen Knubbel. Eigentlich sollte der Schleier sich wegen des engen Kontakts in Höhe ihres Atems ausbeulen. Doch das tut er nicht, nur dort, wo ihre Lippen sich teilen, ist in dem Schleier eine winzige Delle zu sehen, als saugte sie ihn in sich hinein. Sie schläft mit leicht offenem Mund.

Der Mond ist das Einzige, das mit dem dahinrasenden Wagen Schritt hält. Er grinst höhnisch

auf die Strecke herab, Meile um Meile, als wollte er sagen: »Ich bin dir auf den Fersen!«

Vor ihm tauchen aus der Finsternis ein paar hingestreute Lichter auf. Ein Dorf oder eine kleine Stadt, die am Rand des Highways liegt. Die Nadel auf dem Tachometer wird zittriger. Der Mann wirft einen Blick in den Rückspiegel auf das Mädchen, ein wenig furchtsam, so als stellte das Städtchen eine Art Probe dar, die er bestehen muss.

Ein beleuchtetes Schild blitzt auf und ist schon wieder vorüber.

VORSICHT!  
BEWOHNTE ORTSCHAFT  
LANGSAM FAHREN

Der Mann nickt grimmig, so als wollte er zumindest das erste Wort bestätigen. Doch offenbar versteht er es anders, als es gemeint ist.

Die Lichter werden größer und tauchen nun beiderseits der Straße auf. Straßenlampen schälen sich aus dem Dunkel der Bäume rechts und links. Plötzlich hat der Highway rechts und links Bürgersteige. Dunkle Schaufenster gleiten vorbei.

Mit einer instinktiven Geste blendet der Mann die Scheinwerfer von grellem Platinweiß zu blass verwaschen ab. Das Fenster eines kleinen Restaurants huscht vorbei.

Vor ihm blinken jetzt die Rücklichter eines großen Busses auf. Er dreht am Lenkrad, um ihm auszuweichen und ihn zu überholen. Doch dann taucht eine unerwartete Komplikation auf. Ein abgelegenes Bahngleis überquert an dieser Stelle die Hauptstraße. Vielleicht ist die ganze Nacht bisher kein Zug hier durchgekommen und wird es auch bis zum Morgen nicht tun. Fünf Minuten später, fünf Minuten früher, und es hätte keinen Aufenthalt gegeben. Aber genau als Wagen und Bus gleichauf fahren, klingelt es, gestreifte Holme, an denen rote Signalleuchten angebracht sind, senken sich und die Straße ist blockiert. Die beiden Fahrzeuge sind gezwungen anzuhalten, gleichzeitig, während eine langsame, endlose Prozession von Frachtcontainern an ihnen vorüberzieht. Beinahe zur selben Zeit ist hinter ihm ein großer Milchwagen von einer Seitenstraße eingebogen, hat sich hinter ihn gesetzt und schneidet ihm so den Rückweg ab.

Die Lichter des Busses erhellen das Innere des Wagens und fallen auch auf die schlafende Frau. Im Bus befindet sich nur ein Passagier, aber er sitzt auf der dem Auto zugewandten Seite. Er starrt aus dem Fenster in das neben ihm stehende Fahrzeug. Sein Blick fällt auf die Schlafende und bleibt dort liegen. Das würde wohl jeder Mann tun.

Der Mann am Steuer ist nun vollends verkrampft. Seine Knöchel treten weiß hervor, sein

Blick ist in den Rückspiegel gerichtet, an der Stelle geradezu festgeklebt, wo er den Buspassagier sehen kann, der beiläufig in den Fond des Wagens herabblickt. Ein glänzender Streifen bildet sich und läuft auf seinem Gesicht entlang, bis er sich in einer der tiefen Falten darauf fängt. Schweiß. Dann bildet sich ein weiterer Streifen. Seine Brust hebt und senkt sich unter seinem Mantel und er atmet schwer, als wäre er eine Strecke gerannt.

Der Mann am Busfenster schaut die Frau weiter an. Nur sie. Wahrscheinlich denkt er sich nichts dabei. Und warum sollte er auch nicht eine Frau ansehen, wenn auch eine Schlafende? Sie muss unter diesem Schleier wunderschön sein. Ohnehin sind einige Männer geborene Frauen-Anstarrer.

Aber noch während die endlosen Frachtcontainer rumpelnd vorbeiziehen, diese Tortur weitergeht, bewegt sich eine der weißknöcheligen Hände auf dem Steuer. Sie gleitet von dem polierten Holz hinab in den Schoß ihres Besitzers. Farbe kehrt in sie zurück. Langsam kriecht sie in den Mantel, verschwindet zwischen den Knopfleisten und wird wieder herausgezogen. Jetzt sind die Knöchel wieder weiß, denn sie umklammern eine Automatikpistole.

Sein Blick wendet sich derweil nicht vom Rückspiegel ab, auch nicht vom Buspassagier. Er reagiert wie einer, der darauf wartet, dass sich

der Gesichtsausdruck des Buspassagiers ändert. Ein ganz bestimmter Ausdruck, der genau einzuordnen ist. Es sieht aus, als wäre er durchaus imstande, die Waffe auf seinem Schoß dann auch zu benutzen.

Aber jetzt ist endlich der Triebwagen dieses endlosen Frachtzugs vorbeigefahren. Die Glocke klingelt nicht mehr, die Holme heben sich langsam. Der Busfahrer legt den Gang ein, die Reihe der schwach beleuchteten Busfenster setzt sich langsam in Bewegung. Die Waffe verschwindet, die Hand, die sie hielt, legt sich wieder auf das Lenkrad. Einen Augenblick später ist der Bus mitsamt dem Passagier und seinem Gesicht am Wagen vorübergezogen. Einen Augenblick bleibt der hoctourige Wagen noch zurück, um ihm einen Vorsprung zu geben. Der Milchwagen blinkt ungeduldig, überholt dann das Hindernis und schießt davon.

Der Mann am Lenkrad mit dem ledrigen Gesicht hat die Unterlippe vorgeschoben und pustet sich selbst einen heißen Atemzug der Erleichterung ins Gesicht. Er tastet nach den Spuren, die der Schweiß auf seinen Wangen hinterlassen hat, und wischt sie fort.

Dann fährt er weiter in die Nacht, den pfeilgeraden Highway unter dem lauernden Mond entlang. Die Dame taumelt ein wenig, irgendwie träumerisch, und atmet leicht ihren Schleier ein.

Dann beginnt eine lange, sanfte Steigung, jetzt bockt der Wagen ein wenig, wenn er beschleunigt. Er sieht auf das Armaturenbrett hinab: Das Benzin wird rasch weniger. Für einen Augenblick verlässt jede Farbe sein Gesicht. Nun, immerhin befindet er sich hier auf einer Hauptstraße. Wenn er kein Benzin mehr hat, muss er doch nur rechts ranfahren und auf einen Wagen warten, der ihn abschleppt. Warum ist da nur diese Panik in seiner Miene?

Er fährt weiter, doch der Wagen läuft schon auf Reserve, und so schlängelt er von einer Seite auf die andere in der Hoffnung, auch noch das letzte Tröpfchen aus dem Tank zu locken. Der Wagen stottert und startet wieder neu, wird aber immer langsamer, doch die Spitze der Bodenwelle ist fast erreicht. Wenn er sie nur erreichen kann, dann kann er auf der anderen Seite noch ein Stück ohne Motor rollen.

Das Auto kriecht förmlich über den Hügel, zögert und will schon stehen bleiben. Vor ihm fällt die Straße unter dem Mond auf Meilen hin ab. In der Ferne deutet ein heller Schimmer eine Tankstelle an. Er dreht und wendet verzweifelt das Lenkrad, bis der Abwärtsschwung den Wagen erfasst. Einen Augenblick später fährt er wieder. Die Geschwindigkeit erhöht sich stetig.

Die Tankstelle rückt näher, ein Polarlicht mitten in der dunklen Landschaft. Er wagt nicht, daran

vorbeizufahren, aber er ist sehr angespannt, als der Wagen in die entlarvende Beleuchtung der Tankstelle rollt. Erneut wirft er einen raschen Blick in den Rückspiegel. Er fragt sich, ob er den Lichtschutz der Fenster herunterziehen soll, doch dann lässt er alles, wie es ist. Nichts macht Menschen neugieriger als eine verdächtig herabgezogene Jalousie.

Er lenkt ein, fährt sorgfältig dicht an die Rampe der Zapfsäule und zieht die Handbremse. Ein Tankwart springt eilfertig herbei.

»Volltanken«, sagt er und bleibt sitzen, während der Junge den Zapfhahn einlegt. Er beobachtet ihn mit voller Aufmerksamkeit. Die Pistole liegt wieder in seinem Schoß, ist aber verdeckt vom Mantelsaum.

Der Tankwart erscheint direkt vor der Windschutzscheibe. »Auch Fenster putzen, der Herr?«

Der Fahrer grinst dünn. »Nein, lassen Sie die, wie sie sind.«

Der Tankwart grinst zurück und lässt den Blick zu der jungen Frau auf dem Rücksitz wandern. Er verharrt einen Augenblick dort.

»Sie ist zu Tode erschöpft«, erklärt der Mann am Steuer. »Hier ist das Geld. Behalten Sie den Rest.«

Der Wagen rollt aus dem gelben Lichtfeld der Tankstelle wieder in die schützende Dunkelheit

der Straße. Das Wageninnere versinkt durch die wie Tinte hereinquellende Finsternis wieder in der Düsternis.

Der Tankwart ist baff. »Hey, Mister, das ist eine 20-Dollar-Note, die Sie mir ...«, ruft er dem Fahrer hinterher.

Doch der Wagen ist schon wieder unterwegs. Der Mann am Steuer schreckt auf. Was ist das für ein Knattern da hinter ihm? Ein kleiner einzelner und schwankender Lichtstrahl folgt ihm. Schon der Bus und die Tankstelle machten den Mann nervös. Jetzt fehlt ein passendes Wort, mit dem man seinen Gesichtsausdruck beschreiben könnte, als der Rückspiegel ihm anzeigt, dass eine Streife ihm folgt. Mit gebleckten Zähnen kämpft er den Impuls nieder, Gas zu geben, der Streife davonzufahren. Er fährt rechts ran, wird langsamer, bleibt stehen. Wieder wird die Waffe hervorgeholt, wieder liegt sie unter seinem Schenkel, der Lauf so, dass seine dem Fenster abgewandte rechte Hand sie jederzeit hervorziehen kann. Dann gräbt er seine Faust in die hohle Linke.

Das Motorrad saust vorbei, macht eine etwas wacklige Kurve und kommt zurück. Der Fahrer steigt ab, kommt zu ihm herüber und stellt ein Bein schwerfällig auf dem Trittbrett ab. Er beugt sich herab und späht unter buschigen Brauen in den Wagen.

»Was haben Sie's denn so eilig, guter Mann? Ich hab Sie mit über 150 Stundenkilometern erwischt.«

»159«, korrigiert der Ledergesichtige mit einer gefährlichen Ruhe, die man nicht mit Zerknirschung verwechseln kann.

»Na, mehr als 90 dürfen Sie hier nicht fahren. Zeigen Sie mir einmal Ihren Führerschein.«

Der Fahrer zieht den Führerschein mit der Linken hervor, die Rechte hängt immer noch an seiner Seite hinab und liegt direkt neben dem rechten Oberschenkel, auf kaltem, schwarzem Metall.

Der Polizist studiert den Führerschein im schwachen Licht des Armaturenbretts und beugt sich dafür sogar noch ein Stück weiter ins Wageninnere. Seine Waffe hängt an seiner Hüfte, außerhalb seiner Reichweite, der Fensterrahmen wäre dem Ellbogen im Weg, wenn er versuchte, der Waffe habhaft zu werden. »Anton Denholt. Sie sind Arzt, ja? Ich bin überrascht, da sollten Sie doch wirklich vernünftiger sein! Sie sind in den Nachbarstaat unterwegs? Nun, ihr Leute von dort macht uns doch wirklich den größten Ärger! Nun, hier sind Sie auf meinem Grund und Boden, ich hoffe, da haben wir uns verstanden. Die Grenze ist erst dort hinten!«

Denholt wirft einen Blick auf die Straße, als hätte er die Grenzmarkierung vorher nicht bemerkt.

»Das war nicht meine Absicht«, entschuldigt er sich mit ausdrucksloser Stimme.

Der Polizist nickt nachdenklich. »Na, haben Sie wohl übersehen«, stellt er fest. »Aber warum sind Sie eigentlich so schnell gefah...?«

Vielleicht kann Denholt nicht abwarten, bis der Kerl die Schlafende auf der Rückbank entdeckt, vielleicht ist sein Nervenkostüm schon so dünn, dass er es hinter sich bringen will und deshalb die Aufmerksamkeit auf sie lenkt. »Es ist wegen ihr«, erklärt er. »Jede Minute zählt.«

Der Cop wirft einen Blick auf die Rückbank. »Ist sie krank, Doc?«, will er wissen, nun schon etwas besorgter als zuvor.

»Eine Sache auf Leben und Tod!«, sagt Denholt. Und wieder sagt er nichts als die Wahrheit. Und zwar deutlicher, als der Polizist wohl ahnt.

Jetzt sieht der Cop schon etwas schuldbewusster aus. »Warum sagen Sie das denn nicht gleich? In Rawling haben wir ein gutes Krankenhaus. Vor etwa einer Stunde müssen Sie dran vorbeigekommen sein. Warum haben Sie sie denn nicht dorthin gebracht?«

»Nein, es würde dort reichen, wo ich hinwill, wenn Sie mich nur weiterfahren lassen. Ich will sie einfach nach Hause bringen, bevor sie das Baby ...«

Der Cop stößt einen kleinen Pfiff zwischen den Zähnen hervor. »Kein Wunder, dass Sie so rasen!«

Er klappt sein Notizbuch zu und reicht Denholt seinen Führerschein. »Wollen Sie eine Eskorte? Dann sind Sie noch schneller. Mein Revier endet an der Grenzmarkierung dahinten, aber ich könnte jemanden für Sie anrufen ...«

»Nein danke«, sagt Denholt kurz angebunden.  
»So weit ist es nicht mehr.«

Der Wagen fährt an und gleitet davon. In Denholt hat sich Fatalismus breitgemacht, als er den Wagen wieder auf Hochtouren bringt. Nach allem, was er bisher getan hat, was kann ihm da schon passieren? Wovor sollte er noch Angst haben ... jetzt?

Keine 40 Meilen hinter der Staatsgrenze verlässt er den Transcontinental Highway und biegt in eine Seitenstraße ab. Einen Zubringer. Sofort steigt diese Straße an, sie führt in die Hügel am Fuß einer Bergkette. Die Landschaft ändert sich, wird wilder und einsamer. Vereinzelte Bäume werden zu dichtem Wald. Alles Menschengemachte, abgesehen von der Straße selbst, bleibt langsam, aber sicher zurück.

Ein zweites Mal ändert er die Fahrtrichtung und verlässt den Zubringer für einen Weg, der kaum mehr ist als ein ungeteilter Waldweg voller Schlaglöcher, der wohl nur selten benutzt wird. Stetig steigt die Straße an. Durch gelegentliche Lücken im dichten Wald, die den gewundenen

Pfad säumen, kann er das Flachland sehen, das er zurückgelassen hat, das Band des Highways, auf dem er fuhr, ein blinkendes Licht hier und da, wie ein Glühwürmchen, das ihn langsam entlangkrabbelt. Die Straße macht einige Haarnadelkurven, überhängende Zweige knacken und rauschen, als sie wieder an Ort und Stelle schwingen, nachdem er sie mit dem Wagen verdrängt hat. Er muss hier sehr viel langsamer fahren, aber er scheint zu wissen, wohin er will.

Plötzlich erscheint ein Stacheldrahtzaun aus dem Nichts, der neben dem Waldweg herläuft. Vier Reihen hoch, jede Reihe bestehend aus drei ineinandergeflochtenen Drähten. Bedrohlich trotzen sie jedem Eindringling, der größer ist als ein kleines Nagetier. In so einer abgelegenen Gegend wirkt dieser Wunsch nach Privatsphäre seltsam. Ein doppelflügliges Tor im Zaun taucht auf, das mit zwei Vorhängeschlössern gesichert ist, und der Wagen bleibt direkt davor stehen. Eine Plakette daneben besagt im wie Diamanten funkelnenden Scheinwerferlicht: PRIVATBESITZ. ZUTRITT VERBOTEN. Die Warnung ist geläufig, aber sie hier in der einsamen Bergwelt vorzufinden, ist es nicht. Es ist sogar etwas verdächtig.

Er steigt aus, öffnet beide Schlösser und stößt die beiden Torflügel mit dem Fuß nach innen. Sofort ertönt in den Bäumen direkt neben dem

Tor ein durchdringendes Klingen und Rattern. Eine Alarmglocke, die mit dem Tor verdrahtet ist. Der Lärm in der dunklen Stille ist beängstigend. Auch das ist alles andere als alltäglich und weist eher auf die Vorsicht eines Fanatikers hin.

Der Wagen durchfährt die Öffnung und hält wieder, während der Mann das Stacheldrahttor schließt und die Vorhängeschlösser wieder anbringt. Die Glocke ist wieder still, die Stille ist jetzt im Kontrast dazu geradezu ohrenbetäubend. Wieder fährt der Wagen ein Stück, bis die Silhouette eines Hauses plötzlich in den aufgeblendeten, suchenden Scheinwerferkegeln des Wagens auftaucht. Ein Blockhaus, dicht an den Boden gedrückt. Es sieht aus wie ein Jagdhaus. Aber es hat keine Freundlichkeit an sich. Das Haus wirkt unheimlich, abweisend, so dunkel, so verlassen, so geheimnisvoll. Es ist ein Haus, das ein Maul hat, mit dem es Dinge verschlucken kann. Ein Haus, in das es nur ein Hinein gibt und bei dem man das Gefühl hat, dass es alles verschlingt, was hineingeht. Im Mondlicht, das auf dem Dach ruht, sieht es geradezu leprös aus. Die beiden Lichtkegel, die aus dem Autoscheinwerfer auf die Seitenwände fallen, wirken wie die perlenförmigen Augen eines Schädels.

Wieder verlässt der Mann das Auto und eilt hastig zu einer Art Veranda vor dem Eingang.

Metall klirrt, eine schwarze Öffnung gähnt. Er verschwindet darin, während das scheinwerferbewehrte Auto und die schlafende junge Dame gehorsam draußen warten.

Drinne leuchtet jetzt ein Licht auf, grünlich-gelb und blass wie das einer Petroleumlampe. Es scheint aus der Tür und lässt die kohlschwarzen Baumstämme nur noch schwärzer erscheinen. Das Haus sieht unheimlicher aus als zuvor.

Sieht so ein Nach-Hause-Kommen aus?

Der Schatten des Mannes wird länger, seine Silhouette erscheint schwarz im Türrahmen, und dann ist er bereit, die geduldige Dame in Empfang zu nehmen. Er stellt den Motor ab, öffnet die Hintertür des Wagens und streckt die Arme nach ihr aus. Er löst ihre schlaffe Hand aus dem Haltegriff, zieht die Decke fort und nimmt ihren Körper auf die Arme. Dann geht er langsam mit ihr im Arm ins Haus, als wäre sie etwas sehr Kostbares. Hinter ihm fällt die Tür ins Schloss, er hat mit der Ferse dagegengetreten.

Die Welt draußen versinkt wieder in Dunkelheit.

## KAPITEL 2

Denholt trägt die junge Frau durch das Haus hindurch in einen Anbau, den man von der Auffahrt her nicht sieht. Zwischen ihm und dem Rest des verwinkelten Gebäudes besteht ein signifikanter Unterschied. Der Anbau ist nicht in Blockhausweise gebaut, sondern hat Wände aus verputzter Ziegelmauer. Beides muss mit großem Aufwand und hohen Kosten hier an diesen unzugänglichen Ort transportiert worden sein. Hier besteht Stromanschluss, der von einem Generator Marke Eigenbau gespeist wird. Blendendes, klinisch weißes Licht strömt von der Decke in die Räumlichkeiten hinab. Es gibt keine Stühle, keine grob gezimmerten Tische oder sonst etwas in der Art. Stattdessen Petrischalen und Bunsenbrenner. Einen Operationstisch aus Zink. Wannen, in denen Chemikalien schwimmen, eine gläserne Vitrine voller Instrumente. Und an einer Seite des Raums stehen zwei Käfige aus Maschendraht, in denen je ein Kaninchen hockt.

Er durchquert rasch mit seiner Last den Raum und legt sie auf dem Zinktisch ab. Sie rührt sich kein einziges Mal. Dann dreht er sich um, schließt

die Tür und verriegelt sie oben und unten, zieht seinen Mantel, Hemd und Unterhemd aus und schlüpft in einen weißen Chirurgenkittel. Er nimmt eine Spritze aus der Vitrine für die Instrumente, lässt sie in eine Schale mit antiseptischer Flüssigkeit fallen und zündet eine Flamme darunter an.

Dann geht er zurück zum OP-Tisch.

Die Gestalt der jungen Frau hat die zusammengekauerte Position angenommen, die sie während der langen Reise die ganze Zeit eingenommen hatte: Sie liegt auf der Seite und hat die Beine unter sich gezogen, als läge sie noch auf dem Rücksitz des Wagens, einen Arm ausgestreckt, mit schlafem Handgelenk, als hinge es noch im Haltegriff. Denholt scheint das erwartet zu haben, dennoch runzelt er leicht die Stirn. Er versucht ihre steifen Glieder etwas zu strecken, doch sie widerstehen ihm. Auch seine ganze Kraft schafft es nicht, sie und den Torso in eine Linie zu bringen. Also tut er, was er tut, nun mit größerer Hast, als wäre jeder Augenblick sowohl ein Hindernis als auch eine Herausforderung.

So ist es eben. Denn die Leichenstarre hat eingesetzt, die Schlafende ist ja auch schon den größeren Teil der Nacht tot.

Denholt reißt ihr die Sachen mit weit ausholenden Armen ab, mit Bewegungen wie ein Schwimmer

beim Kraulen. Hut, Schleier, das schwarze Kleid, die Schuhe, Unterwäsche, alles fällt zu Boden.

Die junge Frau war offenbar sehr schön, sie muss auch sehr jung gewesen sein. Das Rouge, das sie, in noch lebendigem Zustand, aufgelegt hat, rahmt ihre leicht geöffneten Lippen ein. Ihre Figur ist schlank und wohlgeformt, keine Wunden stören die Glätte ihrer Haut. Es ist überhaupt kein Blut zu sehen. Und das ist wichtig. Denholt eilt mit einem Glaszylinder Alkohol heran und kippt den Inhalt mit Schwung über sie hinweg. Es klatscht leise.

Er greift nach der Spritze, die in der Desinfektionswanne simmert, füllt den Kolben an einem Retortenbecher mit einer farblosen Flüssigkeit, dreht die durchnässte Gestalt auf den Bauch und streicht ihr mit einer Hand das Haar aus dem Nacken. Er setzt die Kanüle an die Schädelbasis, hebt kurz den Blick an die weiß verputzte Decke, als gäbe er ein Stoßgebet von sich, und setzt die Spritze.

Dann tritt er einen Schritt zurück und lässt die Spritze fallen. Es klirrt leise. Sie ist zerbrochen, aber das spielt keine Rolle. Wenn es misslingt, wird er sie ohnehin nie wieder benutzen wollen.

Der winzige Einstich schließt sich nicht, wie das bei lebendem Gewebe der Fall wäre, es bleibt ein sichtbares, winziges dunkles Loch. Er nimmt

einen Wattebausch und drückt ihn darauf, damit die Substanz, die er gerade injiziert hat, nicht wieder aus der Wunde tropft. Er zittert am ganzen Körper. Die Sekunden ticken dahin und werden zu Minuten.

Draußen muss bereits der Morgen dämmern, aber in das versiegelte Labor dringt kein Licht. Es muss schon dämmern und der letzte Atemzug hat den Körper hier auf dem Tisch ... vor wie vielen Stunden verlassen? Unwiederbringlich fort aus dieser Welt, so tot, als hätte sie schon vor 1000 Jahren gelebt. Die Menschheit hat den Isthmus von Panama durchschnitten und die beiden Ozeane miteinander verbunden, hat Tunnel unter Flüssen gegraben, Aluminiumflugzeuge gebaut, die von Frisco nach Manila jetten, Musik durch den Äther übertragen und Fotografien gefunkt ... Aber niemals, wenn einmal das Herz eines der ihren aufhörte zu schlagen, niemals, wenn der letzte Lebensfunke verloschen war, war der Mensch bisher imstande, die sterblichen Überreste, den Lehm, aus dem er entstand, den gewöhnlichsten und doch rätselhaftesten aller Prozesse wieder anzufachen: die Lebenskraft. Und dieser Mann glaubt, er kann es. Dieser Mann allein, von allen Milliarden, die diese Welt bevölkern!

Fünf Minuten, lang wie Jahrhunderte, sind vergangen. Es gibt in ihrem Gesicht und ihrem

Körper keine Veränderung. Er hebt den Wattebausch wieder an, denn sein Daumen und Zeigefinger sind schon ganz taub davon, ihn so fest an Ort und Stelle zu drücken.

Und dann ...

Der schwarze Punkt ist verschwunden. Die durchstochene Haut hat sich geschlossen und ihn verschwinden lassen. Denholt versucht, sich selbst davon zu überzeugen, dass das an der Feuchtigkeit des Serums liegt oder vielleicht doch am Druck seiner Finger, aber er weiß, dass nur das Leben selbst dergleichen vermag. Und keine Feuchtigkeit und auch kein Druck, wenn da kein Leben ist. Um sich der Enttäuschung nicht auszusetzen, flüstert er laut: »Es ist immer noch da. Ich sehe es nur nicht. Meine Augen sind einfach nicht scharf genug.«

In sich hineinmurmeln geht er ein paar Schritte um den Zinktisch herum und nimmt einen kleinen Spiegel an sich, dann kehrt er zurück. Leicht hebt er ihren Kopf und hält den Spiegel vor ihre steifen Lippen. Etwas wabert darüber hinweg, zunächst zu nebulös, als dass es für das menschliche Auge sichtbar wäre. Dann wiederholt es sich, stärker. Wie ein Wölkchen. Das Glas beschlägt und wird wieder klar. Dann beschlägt es neu, diesmal klar und deutlich zu sehen.

»Das liegt sicher nur daran, dass meine Hände so schwitzen vor Aufregung«, murmelt er in sich

hinein. Aber er weiß es besser. Wie die Nadel lässt er den Spiegel fallen. Er zerspringt auf dem Boden in tausend Stücke. Aber er braucht ihn nicht mehr, er hat seinen Dienst getan.

Jetzt muss das Herz noch mitspielen. Wenn der Atem im Spiegel sichtbar werden konnte, wird auch das Herz schlagen. Ohne Herz kein Atem.

Jetzt rollt er sie langsam wieder herum, auf den Rücken, diesmal vollständig. Seine Hand gleitet langsam zu ihrer Brust herab, wie ein ängstlicher Vogel, der sich langsam auf einem Ast zur Ruhe niederlässt. Unwillkürlich zuckt sie wieder, als ob sie wegen dem, was sie erfühlt, einen elektrischen Schlag erhalten hätte. Nicht nur das leichte Vibrieren, auch Wärme. Langsam breitet sich Wärme rund um die Region aus, in der das Herz sitzt. Die Eiseskälte, die den restlichen Körper noch fest im Griff hat, wird hier weniger. Der ganze Brustkorb hebt und senkt sich langsam. Das Herz lebt, ist wieder lebendig geworden in einem toten Körper. Und dieses Leben breitet sich aus, fasst Fuß!

Auch wenn er sein ganzes Leben dieser Sache gewidmet hat, im Glauben, er könne es erreichen, im Glauben, dass er es eines Tages schaffen würde, ergreift ihn Ehrfurcht, über das Maß alles Erträglichen hinaus. Er bricht in die Knie, legt den Kopf auf die Tischkante und schluchzt herzzerreißend.

Jenseits eines bestimmten Punktes sind extreme Freude und extreme Trauer nicht mehr zu unterscheiden. In diesem Augenblick ist Denholt ein sehr demütiger, ja ein verängstigter Mann, der beinahe bedauert, was er da getan hat. Er hat die Gesetze Gottes in ihre Schranken gewiesen, das ist ihm nun klar. Stolz, Triumph, der überwältigende Egoismus, der in vollkommenen Wahnsinn mündet, wird wohl erst später kommen.

Schließlich erhebt er sich. Sie braucht noch Hilfe, Aufmerksamkeit, oder er könnte sie wieder verlieren.

So geschah es oft mit den Kaninchen, bis er endlich wusste, was zu tun ist. Die Wärmeausstrahlungen haben sich nun in ihrem ganzen Körper ausgebreitet, jetzt ist er wärmer als sein eigener. Sie ist überall errötet, wie im Fieber, fort ist die tödlich-graue Blässe, besonders die Haut über dem Herzen, auf dem Gesicht und der Kehle. Es braucht eine solche Gluthitze, um den vorher stagnierenden Kreislauf wieder anzukurbeln. Er greift nach einem Thermometer und legt es an. 40 Grad Celsius, genug, um sie gleich wieder umzubringen. Aber der Tod muss ausgebrannt und neues Leben in Gluthitze eingeflößt werden, denn es handelt sich nicht um eine biologische Geburt, sondern um reine Chemie.

Er muss schnell sein.

Er öffnet die Tür des Kühlschranks und nimmt einen Eimer mit gestoßenem Eis heraus, den er vorbereitet hat. Die angsteinflößende Hitze des beinahe kochenden Bluts muss gemildert werden, sonst wird es sie zerstören, bevor sie wieder zum Leben erwacht. Er packt sie in das gestoßene Eis, wickelt sie in eine Plane aus Plastik und bedeckt sie damit. Immer wieder misst er ihre Temperatur. Nach fünf Minuten ist sie erheblich gesunken. Das Eis ist geschmolzen, als hätte man es auf eine heiße Herdplatte gelegt. Als er die Plane öffnet, strömt Wasser nach allen Seiten vom Tisch. Aber Herz und Lungen arbeiten noch, also ist diese Gefahr erkannt und gebannt. Der Prozess der Wiederbelebung hat sie nicht umgebracht. Ein Stöhnen entringt sich ihren Lippen. Es ist der erste Ton, den sie in diesem zweiten Leben von sich gibt, ein fiebriges Umherwerfen die erste Bewegung. Sie ist ganz und gar im Delirium. Aber Delirium ist das Gegenteil des Todes. Es ist der Kampf des Körpers ums Überleben.

Das Labor hat jetzt alles für sie getan, was es konnte. Von jetzt an ist es eine Sache der routinierten medizinischen Versorgung. Der Pflege, wie bei einer gewöhnlichen Krankheit.

Er wickelt sie in eine dicke Decke, entriegelt die Tür, hebt sie vom kalten Zinktisch und trägt sie in ein Bett in einem anderen Teil des Hauses.

Die ganzen langen Stunden des nächsten Tages sitzt er neben ihr, wie eine Mutter neben ihrem Kind, das eine tödliche Krankheit hat. Er zählt jeden ihrer Atemzüge, fühlt den Puls, hilft ihrem Herzschlag mit ein wenig Digitalis nach, flößt ihr von Zeit zu Zeit ein wenig warme Milch und Brandy in die trockene Kehle. Er beobachtet sie, wartet auf das zweite große Wunder, das sich ereignen wird. Ein Wunder, das mindestens so groß ist oder vielleicht noch größer als das, dessen Zeuge er schon geworden ist. Wird der Geist vollständig zurückkehren oder wird ihr Gehirn tot oder verkrüppelt in einem ansonsten lebendigen Körper bleiben? Wird sie vielleicht zu einem sprachlosen, idiotischen Etwas werden, das vielleicht besser tot geblieben wäre? Oder wird sie sich erinnern, was sie war, was vorher geschah, und damit zum ersten Menschen werden, der eine Brücke zwischen Tod und Leben geschlagen hat, um den Lebenden zu sagen, was sie jenseits dieser Grenze in den Schatten erwartet?

Den ganzen Tag über bleiben die vom Serum induzierte Fieberreaktion und auch die Bewusstlosigkeit bestehen. Aber sie lebt. Ganz ohne Zweifel lebt sie! Gegen Abend steigt das Fieber ein wenig, aber das ist eben so bei Fieber, das weiß jeder Arzt. Gegen Mitternacht der zweiten Nacht, ganze 24 Stunden nachdem sie gestorben ist, gibt

es eine kleine plötzliche und unerwartete Unterbrechung in ihren regelmäßigen, schweren Atemzügen. Bevor der Beobachter es so richtig bemerkt hat, stehen ihre Augen weit offen. Zum ersten Mal. Sie hat das Bewusstsein wiedererlangt!

Zum ersten Mal sieht er die Farbe ihrer Augen – Blau –, als sich ihre Lider heben. Blaue Augen, die den Tod gesehen haben, blicken nun ihn an. Ruhig, mit normal großen Pupillen, ohne Angst, friedlich.

Rasch misst er noch einmal die Temperatur. Sie ist normal. Ihr Organismus hat das Serum akzeptiert. Jetzt bleibt nur noch die Frage des zweiten Mysteriums. Um es altmodisch auszudrücken: Hat er nicht nur ihren Körper, sondern auch ihre Seele retten können? Wissenschaftlich, moderner, könnte man fragen: Haben die Erinnerungen an ihre letzte Existenz sich auch in diese übertragen oder waren ihre Gehirnzellen so beschädigt, dass nichts mehr zu retten ist?

Die blauen Augen richten ihren Blick auf ihn. Sie starren, ohne zu blinzeln.

Sanft, so als jagte ihm der Klang seiner eigenen Stimme Angst ein, wünscht er: »Guten Abend.«

Die blauen Augen blicken ihn weiterhin unverwandt an. Beend wartet er ab. Er weiß, sie war Amerikanerin. Sie kannte die Sprache.

Wieder flüstert er: »Guten Abend, junge Dame.«

Ihr Gesichtsausdruck wandelt sich. Die blauen Augen, die ihn so unverwandt angesehen haben, füllen sich mit Tränen, quellen über und die Tränen strömen ihr Gesicht hinab. Die Augen verengen sich kurz, sie blinzeln. Die Lippen, die Lippenstift, Zigaretten und Männerküsse kannten, schürzen sich zum Schluchzen eines Kindes. Ein schwacher Ausruf, das Klagen eines Neugeborenen, entschlüpft ihr. Ein wortloser, mitleid-erregender Ton, den jede Mutter kennt.

Der Schock, die Enttäuschung, ist riesengroß. Alle Farbe weicht aus seinem hageren Gesicht. Er umklammert die Stuhllehnen, um nicht aus dem Sitz zu gleiten, und stößt einen langen Seufzer aus. Schließlich hat er sich etwas erholt und nimmt eine schimmernde, goldene Uhr aus der Tasche. Er lässt sie vor ihrem Gesicht baumeln. Sie funkelt. Die Tränen versiegen, das Schluchzen verklingt. In ihren Augen glänzt Interesse. Sie greift mit zehn Fingern, die immer noch den Nagellack einer Erwachsenen tragen, danach, ihr Mund verzieht sich zu einem kindlichen Lächeln. »Da!«, sagt sie und kräht vor Freude.

Der Verstand ist also wieder da. Zumindest in seiner frühen Form, immerhin. Wäre sie ein Neugeborenes, wäre diese Reaktion überaus frühreif. Ihre Fähigkeiten sind intakt. Es ist nicht so schlimm, wie er befürchtet hatte.

Er wird ihr das Sprechen beibringen müssen, das Gehen, wie man es eben jedem Kind beibringt, das ist alles. Die Intelligenz ist wieder da, nicht aber die Erinnerung. Die ist gestorben. »Ihr Körper ist 22 Jahre alt, aber sie befindet sich in der Kindheit eines zweiten Lebens. Ich werde sie Nova nennen. Die Neue.«

Er reibt sich mit der Hand über die Augen.

Erschöpft von der langen Wache neben ihrem Bett lässt er sich auf dem Boden daneben nieder, den Kopf an die Kante gelehnt. Über ihm streicht die Hand der wiedererweckten Frau ungeschickt über sein weißes Haar und greift spielerisch wie ein Kind in der Wiege hinein.



Der amerikanische Schriftsteller Cornell Woolrich (4. Dezember 1903 – 25. September 1968) wird von Fans des Film Noir und Liebhabern hartgesottener Krimis kultisch verehrt, dennoch ist er der breiten Leserschaft fast unbekannt.

Oft mit anderen berühmten Krimiautoren seiner Zeit verglichen, schrieb er doch viel düsterer und makabrer als sie, schilderte eher Albträume. Deshalb ist die Bezeichnung als »Edgar Allan Poe des 20. Jahrhunderts« durchaus zutreffend.

Als 1926 sein erster Roman veröffentlicht wurde, brach er das Journalismusstudium an der Columbia University in New York nach vier Semestern ab. Woolrich erklärte später, dass ihn die Werke von F. Scott Fitzgerald stark beeinflussten. Doch bald konzentrierte er sich auf Pulp- und Krimi-Literatur. Er schrieb (auch unter den Pseudonymen William Irish und George Hopley) 26 Romane und viele Erzählungen. Die bekannteste ist die 1942

erschienene ›It Had to Be Murder‹, aus dem einfachen Grund, weil sie 1954 durch Alfred Hitchcock als *Rear Window (Das Fenster zum Hof)* mit James Stewart und Grace Kelly verfilmt wurde.

Woolrich gilt als der Pate des Film-Noir. Von keinem anderen Autor wurden für Hollywoods Schwarze Serie mehr Drehbücher adaptiert. Später verfilmten verschiedene Regisseure wie François Truffaut und Rainer Werner Fassbinder seine Werke.

Ab 1932 lebte er in schäbigen Hotelzimmern, gemeinsam mit seiner Mutter, vor der er seine Homosexualität verheimlichte. Nach ihrem Tod 1957 arbeitete er kaum noch und verelendete im Suff. Als sich eines seiner Beine durch eine unbehandelte Infektion entzündete, musste es im Januar 1968 amputiert werden. So wartete er, an den Rollstuhl gefesselt, auf den Tod, der ihn acht Monate später durch einen Schlaganfall erlöste.

Woolrich vermachte der Columbia University für einen Stipendienfonds zugunsten junger Schriftsteller ein Millionenvermögen – im Namen seiner Mutter.

**Wolfram Knorr** (über Woolrichs Kurzgeschichten): »Diesen klaustrophobisch-traumatischen Kosmos, Edgar Allan Poe und Franz Kafka streifend, holte ein US-Schriftsteller aus dem Dunkel seines Unbewussten, der zu den seltsamsten und bis heute unterschätzten Erscheinungen der amerikanischen Literaturszene des 20. Jahrhunderts zählt: Cornell Woolrich.«

**Robert Bloch:** »Niemand hat Cornell Woolrich je in punkto schiere Spannung übertroffen.«

**Newsday:** »Gemeinsam mit Raymond Chandler hat Cornell Woolrich das Noir-Genre praktisch erfunden.«

**Anthony Boucher:** »Kritische Nüchternheit kommt nicht in Frage, solange dieser Meister des Terrors im Alltäglichen seinen Zauber ausübt.«

**Francis M. Nevins:** »Er war der größte Autor von Suspense-Fiction, der je gelebt hat.«

Infos, Leseprobe & eBook:  
[www.Festa-Verlag.de](http://www.Festa-Verlag.de)